

MAX BAGINSKI · GERHART HAUPTMANN UNTER DEN SCHLESISCHEN WEBERN



WENN ich in der illustrierten Ausgabe von *Hannele* das letzte Vollbild betrachte, den Todesengel mit undurchdringlichem Antlitz, über den hinwegschreitend Hannele in das Reich der Schönheit eingeht, habe ich die Empfindung: das ist Gerhart Hauptmann, so ist seine innere reiche Welt beschaffen. Unter dem Ernst der Lebensschwere und Todesgewissheit reifste Süsse, gekeltert aus den zarten Verborgenheiten, Feinheiten der Menschenseele. In dem Bilde liegt Vergänglichkeit, Endlichkeit, doch auch Aufblick, Neuformung, Neuland. Von Gerhart Hauptmann könnte gesagt werden, er habe in seiner Kunst dem Wort *Menschenliebe*, das in diesen Zeitläuften mit verdächtigen Augen, wie ein schlechter Schilling, angesehen wird, eine neue Prägung gegeben, deren Echtheit und symbolische Tiefe das Herz ergreift. Aus seinen Büchern ist mehr Leben, als Literatur, zu schöpfen. Eine Wesensähnlichkeit mit Tolstoj würde hervortreten, glaube ich, wenn Hauptmann eine Kämpfernatur wäre.

ICH bin dem Dichter unter den Webern des Eulengebirges begegnet, in den Bezirken krassester Menschennot. Im Februar 1892 in Langenbielau, dem grossen schlesischen Weberdorf, wo ich als Redakteur des *Proletariers aus dem Eulengebirge* tätig war. Eines Abends, nach Rückkehr von einer Reise, erzählte mir August Kühn, jetzt Reichstagsabgeordneter für den Kreis Reichenbach-Neurode, ein hochgewachsener, schwarz gekleideter Herr habe sich ihm am Nachmittag vorgestellt, auch nach mir gefragt. Der Name des Fremden war Gerhart Hauptmann. Es habe den Anschein, als wolle er die Verhältnisse der Webergegend kennen lernen. Der Besucher hatte im *Preussischen Hof* Wohnung genommen, noch am selben Abend traf ich ihn dort in der Gaststube. Mit gespannter freudiger Erwartung. Denn der Name *Gerhart Hauptmann* schien zu jener Zeit eine Losung zu enthalten, einen Kriegsruf nicht nur gegen die damaligen, wenig imposanten Literaturthröncchen, sondern auch gegen soziale Bedrückung, Vorurteile und Moralverkrüppelung. Hauptmanns dramatisches Erstlingswerk *Vor Sonnenaufgang* war erschienen, von der *Freien Bühne* in Berlin aufgeführt worden und hatte wie Sprengstoff gewirkt. Eine Überschwemmung von feindlichen, bösartigen Kritiken ergoss sich darüber. Die literarischen Zünftler und Machenschaftler konnten ja nicht wissen, dass *solches Zeug* eine Zukunft, im Buchhandel, auf der Bühne Erfolg haben würde! Dieser später wohl sehr bedauerte Mangel an Voraussicht, verführte sie dazu, gegen die *neue Richtung* mit den widerwärtigsten Argumenten zu kämpfen. Wer jetzt in Berliner Blättern Rezensionen Hauptmannscher Stücke liest, vermisst darin weder Bewunderung vor der Gestaltungskraft des Dichters, noch hochachtungsvollsten Respekt vor dem Menschen. Damals schrieb eine führende Zeitung, von einem Individuum, das, wie Hauptmann, eine ausgesprochene Verbrecherphysiognomie habe, könne man kaum andere, als schmutzige, anstössige Sachen erwarten. Solche literarischen Wegelagerereien liessen doppelte Freude darüber empfinden, dass mit Haupt-

mann einige trefflich bewaffnete Streiter waren. Darunter der bejahrte Fontane mit seiner Ruhe und feinen Sachlichkeit.

DER Eindruck, den ich beim ersten Zusammentreffen mit Hauptmann empfing, war etwa dieser: Kein Mann des leichten gesellschaftlichen Verkehrs. Diskret, fast scheu, schweigsam. Versunkener, schwerer Träumer, dabei doch nicht irre zu führender Beobachter des Menschlichen und Allzumenschlichen. Nicht Goethe, eher Hölderlin.

DIE Gaststube im *Preussischen Hof* wies an diesem Abend viele leere Bänke und Tische auf. Der Wirt hatte reichlich Zeit, über die Mission des fremden Herrn im Weberdistrikt nachzugrübeln. Wie ich am nächsten Morgen wahrnahm, hatte er sich dafür entschieden, Hauptmann müsse irgend ein Regierungsbeamter sein, entsandt, den Notstand der Weber zu untersuchen. Nur war es auffallend, dass der Mann sich dann mit den *Roten* einliess, die doch, so stand im Kreisblatt zu lesen, aus Gründen ihrer Verhetzungspolitik die Not stets unerhört übertrieben schilderten.

OB das Weberelend diesen Winter so gross sei, dass eine offizielle Untersuchung für notwendig befunden werden müsse, darüber war seit Wochen viel geredet und geschrieben worden. Auch die Staatsanwaltschaft nahm in ihrer Weise aktiv Stellung. Sie beantwortete die Kritik, welche unser Blatt, der *Proletarier*, an den Zuständen, an den Profiteurschindungsmethoden der Fabrikanten übte, mit einer Reihe von Anklagen wegen Pressvergehen, deren Grundtext in der Regel lautete, es sei an sich schon ein gewagtes Unterfangen, eine Bevölkerung aufzureizen, in diesem Falle sei das aber noch verwerflicher, sträflicher, weil die Notlage der Weber die Gefahren, die solche Schreibart in sich berge, verdoppele. Die Webernot war damit offiziell, aktenkundig festgestellt, doch gerade deswegen sollte sie nicht attackiert werden. Genügt es nicht, wenn so etwas in den Akten steht?

MIT Hauptmann wurden gemeinsame Streifzüge in die Hauswebersiedelungen verabredet. In Langenbielau ist schon die besser bezahlte, geregeltere Fabrikweberei überwiegend. Das Elend ist nicht so grenzenlos und hoffnungslos, so von allen Wegen abgeschnitten, wie in den Hausweberhütten. In diesen war die Not entsetzlich. Die nächsten Tage enthüllten dem Auge des Dichters Grauensvolles. Die Gestalten der Baumann, Ansorge, Hilse wurden lebendig. Die stille Anklage auf den Lippen, schoben sie sich vor das Auge, greifbar. und man hätte doch so herzlich gern geglaubt, es bloss mit Phantomen zu tun zu haben. Sie lebten, aber wie, das war das unsere ganze Kultur Beschämende. In den im Schnee steckenden Hütten, deren schneefreier oberer Teil Ähnlichkeit mit ungepflegten, verfallenden Grabhügeln hatte, grinsten auch jetzt noch, im Zeichen staatlicher Fürsorge, aus allen Winkeln die Verzweiflung, der Hunger des historischen Notstandsjahres 1844. Hier, in kleinen Tälern, auch Anhöhen, verstreut, breitete sich ein Stück Produktion aus, an welchem jeder technische, industrielle Fortschritt vorübergeeilt war, wie an einem verfluchten, spukhaften Ort. Und trotzdem, die hier mehr starben, als lebten, sollten mit der modernen Grossindustrie konkurrieren!

DER Dichter trat in diese Behausungen weder als ein kühler Beobachter, noch als ein Samariter ein. Der Mensch kam zum Menschen. Kein Herabsteigen zum armen Lazarus. Auf diesem Wege, so schien es mir, schritt Hauptmann sicherer einher, als auf den Wegen des konventionellen Verkehrs.

STEINSEIFERSDORF, hinter Peterswaldau gelegen. Über eine kahle Schneefläche versprengte schadhafte Hütten aus Lehm, Reisig, Brettern. Nichts Lebendiges zu sehen. Kein Hund, keine Katze, kein Sperling. Selten, dass aus einem Rauchloch auf den schiefen Dächern dünner Rauch aufsteigt. Geheizte Wohnräume gehören in diesem Landstrich zu den schwer zu erringenden Kostbarkeiten, und was für eine Mahlzeit sollte man wohl aus nichts zubereiten können. In diese rechts von der Fahrstrasse abliegende Hütte wollen wir eintreten. Ein geschauflerter oder ausgetretener Schneepfad führt nicht zu ihr, die Füße müssen sich durch den Schnee selbst den Weg bahnen. Atmen da drinnen überhaupt Menschen? Das vom Wetter zerzauste, geduckte Hüttchen scheint keinem Windstoss mehr standhalten zu können. Die paar verfaulten schiefen Holzstufen, die zum Eingang führen, drohen unter den Tritten vollends zusammenzubrechen. Auf unser Klopfen antwortet von innen kein Laut. Noch einmal geklopft, stärker, als vorher. Jetzt schlürft etwas langsam dem Eingang zu. Ein grober Holzriegel, in dieser Form nur noch an altmodischen Scheunen- und Stalltüren zu finden, wird zurückgeschoben. Es zeigt sich ein menschliches Antlitz, dessen Ausdruck der eines wunden, furchtsamen Tieres ist. Wie ein aufgeschreuter Missetäter starrt der Öffnende die Eindringlinge dumpf an. Kein Hoffnungsschimmer belebt des Gesicht. Der Mann hat es wohl schon längst aufgegeben, von seinen Mitmenschen eine Linderung seiner Not zu erwarten. Sein Verhalten zeigt nicht das geringste Zutrauen zu dem Jahrhundert der Humanität. Die Gestalt ist in Lumpen gehüllt. Und was für Lumpen! Nicht Stromerlumpen, die im Chausseegraben im Augenblick gewechselt werden. Es sind ewige Lumpen, sie scheinen verwachsen mit der von ihnen bedeckten Haut. Ekelerregende, einzige Hülle, die nicht fortgeworfen werden darf. Der ungefähr fünfzig Jahre alte Mann spricht nicht. Er führt uns den schmutzigen kalten Hausgang entlang, tappt nach einer Tür und stösst sie auf. Man sieht einen Webstuhl, auf dessen Sitzbrett eine zusammengedrückte Frauengestalt, einen kalten Herd, vier schmutzige Wände, von denen Wasser tropft, an einer entlang einen Bettkasten mit ein paar weiteren Lumpen, die das fehlende Bettzeug ersetzen sollen. Sonst erspäht das Auge nichts in dem Raum. Der Mann murmelt etwas zu der auf dem Brett des Marterstuhls sitzenden Frau. Sie richtet sich auf. Beide haben rote, entzündete Augen, aus denen mit der gleichen Monotonie, wie von den Wänden, unaufhörlich Wasser läuft. Die beiden sind über das laute Klagen hinaus. Hauptmann beginnt zu sprechen, zögernd, beklommen von so viel Jammer. Er lockt wenige rauhe Äusserungen hervor. Es ist schon lange her, dass die letzte fertige Webe abgeliefert wurde, nichts Essbares, nichts Brennbares im Haus. Kein Brot, kein Mahl, keine Kartoffeln, weder Holz noch Kohle. Dabei sehen uns Frau und Mann scheu an mit den schmerzenden Augen, wie Übeltäter, die strengen Tadel oder Strafe zu erwarten haben. Hauptmann gibt der Frau Geld; der Gedanke, von dieser Stätte fortzugehen, ohne wenigstens für die nächsten Tage die Mittel zur Beschaffung von Brot zu hinterlassen, ist Qual, ganz unerträglich.

AN einer Wegverbreiterung liegt der Dorfkrug. Der Kutscher hat da Station gemacht. Die Gaststube weist wenig Behaglichkeit auf, die Wirtsleute sehen herabgekommen und missmutig aus. Kein Geschäft. Die Wirte in den grossen

Fabrikdörfern haben es besser. Sie können Herrenstuben anlegen, es kommen Buchhalter, Lehrer, Aufseher zu ihnen. Hier in Steinseifersdorf sei man auf die Weber angewiesen; davon sich ordentlich satt zu essen, sei unmöglich. Im Winter erst garnicht. Die Wirtin bemerkt, im benachbarten Kaschbach sei das Elend noch grösser. Dahin wollen wir heute nicht mehr. Auf der Rückfahrt kommt die Rede immer wieder auf das Schicksal dieser vom modernen Industrialismus zur Verdammnis verurteilten Weber zurück. Ich frage Hauptmann, welche Wirkung er sich von einem Theaterstück verspreche, das dieses Schicksal auf dramatischer künstlerischer Darstellung bringt. Er antwortet, seine Neigungen zögen ihn mehr Sommernachtsträumen, sonnigen Ausblicken entgegen, aber ein harter innerer Druck treibe ihn dazu an, diese Not zum Gegenstand seiner Kunst zu machen. Die erhoffte Wirkung? Die Menschen sind nicht gefühllos. Auch der Behagliche, Reiche muss sich im Innersten betroffen fühlen, wenn er solche Bilder entsetzlichen Menschenjammers vor seinen Augen aufsteigen sieht. Alles Menschliche stehe im Zusammenhang. Meinen Einwand, dass das Besitzrecht den darin Wohnenden Scheuklappen vor die Augen zu legen pflegt, will Hauptmann nicht als allgemein berechtigt gelten lassen. Es ergibt sich: er will das werktätige Mitgefühl in den Gutgestellten erwecken. Mitleid, freilich ein tatkräftiges Mitleid, das den Armen eine wirkliche Erleichterung ihres Loses verschafft. Er fügt hinzu, ihn selbst habe zu Zeiten die Not der Massen so gepeinigt, dass es ihm nicht möglich war, seine Mahlzeiten ruhig einzunehmen, die oft auch, besonders während der Züricher Studentenzeit, karg genug gewesen seien. In solchen Augenblicken sei schon eine Tasse Kaffee als beschämender Luxus erschienen. Ich konnte mich dieser Betrachtungsweise nicht anschliessen. Den Einfluss, den eine künstlerische Darstellung des Weberelends auf die Besitzenden ausüben konnte, schlug ich sehr gering an. Satter Tugend ist schwer beizukommen. Hingegen stellte ich mir vor, sie müsse eine grosse aufrüttelnde Wirkung auf die Massen der Leidenden selbst haben.

HAUPTMANN hatte zu jener Zeit, wie ich glaube, die *Weber* im grossen und ganzen schon fertig. Seine Fahrten und Fusswanderungen in der Webergegend galten nicht dem Baumaterial zu dem Werke, sie galten den Details der Örtlichkeiten, Landschaften, Wege. Auch der Grundriss zum *Kollegen Crampton* war damals schon gezeichnet. Der Dichter sprach davon, einen lebensfrohen genialen Menschen auf die Bühne zu stellen, den Enge und Erbärmlichkeit der Umgebung zur Karikatur machen und Schiffbruch leiden lassen.

LANGENBIELAU wurde nach solcher Fahrt durch das Golgatha der Armut als Erleichterung empfunden. Die Webereien mit ihrem unaufhörlichen Maschinenlärm, der das Gehör abstumpft und die Nerven quält, sind kein erhebender Anblick, aber sie vereinigen, bringen den Arbeitern Gefühl und Verständnis für Solidarität, brüderliches Handeln nahe. Hier umweht einen, trotz eingesunkener Brust, langer Anstrengung im Arbeitssal, ungenügender Ernährung, der Hauch des streitbaren proletarischen Geistes, der über diese Zeitmisère hinausweist in ein Land der Erfüllung.

FÜR den Abend hatte Kühn eine Zusammenkunft älterer Weber arrangiert. Hauptmann liess für jeden Teilnehmer ein Gedeck auflegen. Beim Essen entspann sich eine lebhafte Plauderei. Da war ein Weber, Mathias mit

Namen, Knochen und Pergamenthaut, sehr arm, reich an Kindersegen. Er hatte vor kurzem eine Wette gewonnen. Der Gastwirt, in dessen Lokal wir unsere Versammlungen abhielten, hatte in einem Gespräch bezweifelt, dass Mathias drei Pfund Schweinefleisch auf einmal aufessen könne. Dieser verpflichtete sich, die Leistung zu vollbringen, wenn der Wirt das Fleisch bezahlte und ein paar Liter Bier dazu spendete. Einer Weberfrau in der Nachbarschaft wurde die Zubereitung überlassen; zur bestimmten Stunde stellte sich Mathias mit den von beiden Seiten gestellten unparteiischen Zeugen in ihrer Behausung ein. Das Preissenen begann. Bald zeigte sich jedoch ein schwer zu nehmendes Hindernis. Den Tisch umstanden fünf der Weberfrau gehörende Kinder, Mädchen und Jungen. Mit staunenden Blicken betrachteten sie den grossen, so gut duftenden Braten. Ein ungewohnter Anblick. Die Äuglein füllten sich mit Verlangen, die Zungen waren bereit, mitzuschmausen. Der Preisesser wand sich unbehaglich unter den Kinderblicken; er kam sich vor wie ein dumpfherziger Schwelger, der nur an den eigenen Bauch denkt. Das Essen will nicht recht munden. Mathias vergisst die Abmachung, schneidet für die Kindchen Stückchen Fleisch ab und will es ihnen auf einen Teller hinreichen. Nun erheben jedoch die Unparteiischen energischen Einspruch. Das darf nicht sein. Willst du nicht die Wette verlieren, so musst du den Braten bis auf das letzte Restchen allein aufessen. Mathias fügt sich, schlägt vor den Kindern beschämt die Augen nieder. Er vergisst sich dennoch ein paar mal. Unwillkürlich streckt sein Arm den Kindern die Gabel mit einem Fleischbissen hin. Neuer Lärm. Die Unparteiischen verfügen, die Gabel sei augenblicklich zurückzuziehen. Der Zwangesser erreicht nur so viel, dass die Kleinen nicht als überlästig in die Kälte hinausgewiesen werden. Eine andere Möglichkeit, sie zu entfernen, gibt es kaum, Wohnräume sind keine mehr vorhanden, allenfalls könnten die Kinder in eine kalte dunkle Rumpelkammer gesperrt werden, doch das wäre zu hart und würde auch dem Mathias das Essen vollends verleiden.

DER letzte Knochen ist abgenagt; der Magen fühlt sich nicht sonderlich beschwert, aber der Gewinner fühlt sich dem Glauben geneigt, er habe sich einer schweren Sünde wider die einfachsten Anforderungen des Menschlichen schuldig gemacht. Ein anderer Gast an der Tafel, beinahe ein Greis, der, ein früherer Weber, jetzt leichtere Tagelöhnerarbeit verrichtet, sieht im Vergleich mit den schmalen Webergestalten breitschultrig aus. Ihm schmeckt vor allem das Bier, das ihn schnell in mitteilsame Stimmung versetzt. Aus seiner Erzählung hören die anderen, wie er als jüngster preussischer Soldat nach dem aufständischen Baden geschickt wurde. Es gab da reichlich Schnaps zu trinken. In halber Bewusstlosigkeit schlug man wütend um sich, kaum im stande, zu unterscheiden, was Freund oder Feind war. Am nächsten Morgen — der Rausch war noch nicht völlig verflogen — bekam der Soldat erst einen Begriff davon, was er für die Erhaltung des Bestehenden getan hatte. An seinem Gewehr fehlt der Kolben, abgesplittert beim blinden Zuhauen auf die Köpfe der *Rebellen*.

DIE Erzählung rief keine heiteren Bemerkungen hervor. Das darin enthaltene Brutale setzte die meisten in Verlegenheit. Auch der Erzähler schien seinen Irrtum, dass sein Bericht amüsant sei, einzusehen; er verstummte bald. Das Gespräch wandte sich mehr dem Weberaufstand zu. Manche Einzelheiten der

Vorgänge wurden zum besten gegeben, Legendenhaftes und Phantastisches, noch lebende, in Langenbielau oder in der Umgebung wohnende Leute mit Namen genannt, welche die Ereignisse im Jahre 1844 mitgemacht hatten. Man sprach zwanglos, sehr wenig war von jener drückenden Stimmung zu merken, die im Verkehr zwischen Mitgliedern der oberen und unteren Gesellschaftsschicht zu entstehen pflegt.

AM Vormittag des nächsten Tages ging die Fahrt nach Kaschbach. Der Ort sieht noch verlorener aus, als das gestern besuchte Dorf. In einem Häuschen führt uns ein Weber, der den geschwollenen Arm in einer Binde trägt, in eine Ecke der Stube. Auf einem Lager aus Stroh und Lumpen liegt seine kranke Frau, neben ihr ein Kindchen, über und über mit Ausschlag bedeckt. Kein Hemd bedeckt das fiebernde Körperchen, es liegt nackt zwischen den am Boden liegenden Lagerfetzen. Der schüchterne Vater, selbst von Schmerzen gepeinigt, steht dabei, die Ratlosigkeit in Person. Wäre doch wenigstens Nahrung im Hause! Der Armenarzt? Er müsste in jedem Hause, das er betritt, Essen, Wärme, Licht, Trockenheit verschreiben, wenn er seine Wissenschaft nicht zum Narren halten will. Das kann er nicht, und darum lässt er sich so selten wie möglich sehen. Humanität, bis jetzt ist dein Name noch Ohnmacht.

ETWAS Geld dalassen und wieder hinaus in die Luft. Die nächste Behausung ist beinahe ein freundlicher Aufenthaltsort zu nennen, verglichen mit der vorigen. Zwei ältere Leutchen, nicht ganz so zermartert, auch nicht zerlumpt. Der Mann webt, er hat hin und wieder noch etwas zu tun. Seine freundliche Frau ist nicht weit davon entfernt, das Glück dieses Heims zu preisen. Wir haben es besser, als die meisten Nachbarn, erzählt sie nicht ohne einen Anflug von Behäbigkeit. Sie zeigt auf ein erst angeschnittenes Brot. Es ist ein Feuerchen im Ofen, ein Tisch ist vorhanden und ein richtiges Bett. An den Holzwänden kleben grellbunte Bilderchen, *Neuruppiner* Qualität. Abgezielt wird damit auf Verstärkung der Tugend, der Geduld, des Ausharrens bis zum Ende. Man sieht die Heimkehr des verlorenen Sohnes, die Verstossung der Hagar aus dem Hause Abrahams. Die Frau langt nun gar noch eine Kaffeemühle vom Herd und beginnt eine kleine Quantität Getreidekaffee zu mahlen. Wir werden zum Mittrinken eingeladen und nehmen gern an. Es wird über Lokales und Allgemeines gesprochen. Der Mann ist gesprächig, in der Bestimmtheit seiner Äusserungen aber sehr vorsichtig, zurückhaltend. Besonders wenn die Rede sich dem religiösen oder politischen Gebiet nähert. Seine Bemerkungen sind so gehalten, dass sie nicht leicht irgendwo anstossen können. Hauptmann äusserte später, er habe diese vorsichtige Bedachtsamkeit als charakteristischen Zug der Weber oft beobachtet, sie sei wohl allgemein aus der grossen Armut zu erklären, mit der oft eine devote Haltung allem Fremden gegenüber verknüpft ist.

INZWISCHEN schenkte die Frau den Kaffee ein. Hauptmann fand Platz auf einem Fussbänkchen. Im Laufe des Gesprächs strich die alte Frau mit der Hand sanft über sein Haar: Ja, ja junger Herr, die Not, die Not, aber wir dahier sind noch gut dran. Beim Abschied wies sie uns eine Hütte, mit der Bemerkung, sie glaube, deren Bewohner seien am Verhungern. Es war nicht übertrieben. Als wir eintraten, stand eine Frau in dem öden, schmutzigen Grau der Stube inmitten einer weinenden Kinderschar. Zwei, drei schon er-

wachsene Mädchen, mager, bleich, wie auf dem Prokrustesbett der Not in die Länge gezogen, wischten sich verstohlen die Spuren soeben vergossener Tränen von den Leidensgesichtern. Hier regierte der Hunger unumschränkt. Die Frau, im letzten Stadium der Schwangerschaft, litt am meisten unter dem kläglichen Weinen der kleineren Kinder, denen sie nichts zu essen geben konnte. Der Mann war seit zwei Tagen fort, auf Bettelei aus. Er würde ja etwas mitbringen, es sei nur so schwer, in dieser Gegend was zu bekommen. Man müsse weite Wege machen für ein Stück Brot. Gestern waren noch ein paar Kartoffeln aufzubringen, heute gar nichts. Sie wisse nicht mehr, was sie den Kindern geben oder sagen solle. Den Pfarrer habe sie bitten lassen, ihr aus dieser äussersten Not zu helfen. Nur ein paar Mäuler voll Essen. Er habe selbst nichts, lautete die Antwort. Den erwachsenen Mädchen zittern die fest auf einander gepressten Lippen. Jeder Atemzug in dieser Familie ist Verzweiflung. Jetzt sind die Kleinen mit den blaugefrorenen Gesichtern und Frostbeulen beim Anblick der Fremden verstummt, im nächsten Augenblick werden sie wieder Essen fordern und mit dieser so natürlichen Forderung das Herz der Mutter zerreißen. So viel Fatalismus kann man von diesen Kindern eben nicht verlangen, dass sie die *wirtschaftliche Notwendigkeit*, welche ihre Eltern zum Verzweiflungskampf mit dem Hunger verdammt, philosophisch kaltblütig zergliedern können. Hier tut für den Augenblick ein Goldstück Wunder. Die Frau wagt es nicht zu glauben, dass sie wirklich eins in der Hand hält. Was hier fast als Rettung vom sicheren Tode empfunden wird, mag zur selben Stunde tausendfach für die Zwecke der Eitelkeit, der Prahlucht, der Heidenbekehrung zur Nächstenliebe aufgebracht werden. Die Herzlosigkeit und meilenweite Entfernung aller Wohltätigkeit vom stummen Elend konnte einem bei diesem Anblick zum Bewusstsein kommen. Grösstes aller sozialen Verbrechen, das die Stillung des Hungers von Kindern sklavisch vom Gelde abhängig sein lässt!

EINES Morgens gingen Hauptmann und ich zu Fuss nach Reichenbach, wo ich ihm einen alten sozialistischen Weber vorstellte, der die anfangs von Bismarck protegierte Webereigenossenschaft mit erlebt hatte. Von dieser Unternehmung, von der Regierung unzulänglich subventioniert, wusste der Alte interessant zu erzählen. Er meinte, sie hätte sich halten können, wenn ihr nicht eine Verschwörung der Fabrikanten mit reichlichen Kapitalien bewusst entgegengearbeitet hätte. Die Folge davon sei für die Genossenschaft eine Sperrung des Marktes gewesen. Einmal mussten alle nach Leipzig zur Messe gebrachten Webwaren wieder zurücktransportiert werden, ein stiller, aber wirksamer Boykott hatte den Verkauf unmöglich gemacht. Mit viel mehr Lebendigkeit, als von diesem Unternehmen, sprach der alte Weber von den Tagen der Lassalleschen Agitation. Da war Leben in die starren Massen gekommen. Ein Umchwung schien nahe bevorzustehen. Die am Gespräch beteiligte Frau hatte auch auf diesen Umchwung gehofft; aber jetzt, bemerkte sie etwas resigniert, wären wir Alten schon froh, wenn wir wüssten, dass unsere Jungen es erleben werden.

IN dieser Behausung traf Hauptmann eine Witwe mit einer etwa dreizehnjährigen Tochter. Das Mädchen fiel ihm auf, es hatte schönes, weiches, goldgelbes Haar, tiefe Augen, einen zarten blassen Teint. Ich erfuhr später durch den erwähnten alten Weberfreund, dass Hauptmann dem Kinde hin

und wieder ein Geschenk sandte, und als ich später *Hannele* las, wollte es mir nicht aus dem Sinn, dass der Dichter an dieses Reichenbacher Kind gedacht haben müsse, als er seine Dichtung schuf.

DAS war mein letzter gemeinschaftlicher Ausflug mit Hauptmann in die Weberregionen. Ein paar Monate später besuchte ich ihn in Schreiberhau, in seinem Hause dicht am Rande des Gebirgswaldes. Noch später, als ich im Schweidnitzer Gefängnis meine Presssünden abzusetzen begann, erfreute mich die Nachricht, Hauptmann habe für mich eine grosse Kiste mit Büchern geschickt. So haben mir Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer und andere Autoren manche trübe Stunde in der Zelle heller gemacht. Unter den Büchern befand sich auch *Griechenland* von Schweiger-Lerchenfeld. Ein reich illustrierter Band mit vergoldeten Arabesken auf der Einbanddecke. Dem Gefängnisinspektor imponierte dieses Buch nicht wenig, er hielt es für sehr kostspielig, und da er glaubte, August Kühn sei der Eigentümer, sagte er eines Tages zu mir, das Agitieren müsse sich für Kühn doch sehr gut bezahlen. Auf meine Frage, was ihn zu dieser Ansicht veranlasse, wies er auf das Buch und bemerkte giftig, die Schneiderei bringe sicher nicht so viel ein, dass man sich solche teuren Bücher kaufen könne. Das komme alles von dem Herumreisen und Redenhalten. Der Herr Inspektor und Kühn waren nämlich nicht die besten Freunde. Sie hatten sich schon nicht gut vertragen, als Kühn unter des Inspektors Regime Zellenbewohner gewesen war, und nun kam noch der Verdacht hinzu, Kühn sei dreist und verschmitzt genug, mir bei seinen Monatsbesuchen heimlich allerlei Verbotenes zuzustecken. Es war eine rechte Enttäuschung für den Beamten, als ihm Aufklärung darüber wurde, dass Kühn nicht der Besitzer des splendiden Buches sei. Die Bücher wurden mir ohne Weiterungen verabfolgt, nur Hauptmanns eigenes Werk, seine *Weber*, die zu jener Zeit erschienen, konnte ich trotz aller Mühe und List nicht ausgeliefert bekommen. Kühn brachte mir die *Weber*, aber dem Inspektor war die Weisung erteilt worden, sie als Konterbande zu behandeln. Jedesmal, wenn ich ins Inspektionszimmer kam, um ein ausgelesenes Buch mit einem anderen zu vertauschen, sah ich die *Weber* daliegen. Die Versuchung, das Buch in einem günstigen Augenblick unter der Jacke verschwinden zu lassen, war gross, doch leider hatte die Weisung des Staatsanwalts dem Inspektor die Meinung eingeflösst, es müsse sich um ein aussergewöhnlich gefährliches Werk handeln, er bewachte es mit Argusaugen. Gerhart Hauptmann blieb für die Schweidnitzer Gefängnisverwaltung der gefährliche, verbotene Autor.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Wirtschaft

Reichsbank

DIE deutsche Reichsbank hat am 7. Januar ihren aussergewöhnlich hohen

Diskontsatz (seit 11. Oktober 1904: 5%, vorher seit 8. Juni 1903: 4%) wieder

um 1% herabsetzen können. Paris und London waren die ganze Zeit über bei ihrem offiziellen Satz von 3% geblieben, so dass die ansehnliche Verstärkung des Metallbestandes der Berliner Bankzentrale (im letzten Vierteljahr 1904 um rund 134 Mill. M.) kein Wunder ist. Nach dem Bericht des Reichsbankpräsi-